

Das dürre Jahr

Autor(en): **Kamp, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **38 (1934-1935)**

Heft 17

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669899>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das dürre Jahr.

Von Josef Kamp.

Auf den ersten Blick hin mag jene Begebenheit aus meiner Jugend, von der ich nun erzählen will, bedeutungslos erscheinen. Für mich jedoch ist sie es keineswegs. Ziel damit doch der erste Begriff von des Lebens Kampf und Mühe ahnend und schattendunkel in den Himmel meiner Kindheit.

Ich mochte etwa fünf bis sechs Jahre zählen, und in reiner Unbefangenheit stand ich an den Gestaden meines Lebens. Noch war für mich die Erde ein sündenloses Paradies. Noch ahnte ich nichts von dem Schweiß der Arbeit, wie auch mir nichts bekannt war von Disteln und Dornen, die allenthalben an den Wegen wuchsen. Ich sah den Geist der Erde sich verjüngen, da es Frühjahr wurde, sah es wachsen und sprießen an allen Enden, und alles schien mir wohl und gut.

Wohl wurden meinem jungen, hoffnungsvollen Dasein von maßgeblicher Seite einige Zügel aufgehängt. Wohl wußte ich recht gut zum Beispiel, daß es nicht geraten sei, zerstampfend und zertretend das wachsend-hohe Korn als Tummelplatz zu wählen, dieweil die Roggenmuhme heimlich und verborgen auf der Lauer lag. Höchst unerwünscht und feindlich war mir dieses böse Weib, denn wäre nicht die Roggenmuhme gewesen, wie schön und frei und ungebunden hätte ich Siebenkäs mich dann mit meinesgleichen in den hohen Halmenwäldern balgen können! War es doch nach meiner jungen Naseweisheit nur eben diese böse Unholdin, die das Kornfeld schonenswert erscheinen ließ. Was galt meiner ahnungslosen Fünfjährigkeit ein Roggenhalm mehr als etwa eine Sandwikel. Höchstens erachtete ich lektete ihrer blauen Blüten wegen noch um vieles eher der Beachtung wert, während ich vom Korn und den unscheinbaren Früchten des Feldes keine allzu hohe Meinung hatte.

Da aber schlug eines Tages die Mutter ihr gutes Tuch um die Schulter und ging hinaus ins Feld. Es war an einem Sonntagnachmittag, und ich tummelte mich an ihrer Seite.

Nun war aber wochenlang kein Tröpflein Regen mehr gefallen, und die Erde lag ausgetrocknet und entdörft wie Kork. Dazu war in den letzten Tagen dem sengenden Sonnenbrande ein heftiger Wind gefolgt, der die Dürre vollkommen machte. Dicke Staubwolken von den Wegen fegten wie graue Tücher über die Feld-

mark hin, und ich spürte den mahlenenden Sand knirschend zwischen meinen Zähnen. Die Sonne hing verborgen hinter klumpigen Wolken. Um Korn und Früchte war es kümmerlich bestellt.

Aber was wußte ich! Ich trabte an der Mutter Seite, trällerte unbeschwert einen losen Kinderreim vor mich hin, sprang wohl auch hier und dort über einen ausgetrockneten Bach oder bückte mich nach einer Blume, die kümmerlich am Wegrain winkte.

Die Mutter war still. Kein munteres Wort wollte sich ihr entwinden, so sehr ich mich auch darum mühte.

Und dann blieb sie stehen.

Und sie bückte sich hier und bückte sich da, bohrte einmal den Finger in die Erde, ließ einmal auch einen Halm durch die Hände gleiten und war seltsam niedergedrückt und in Gedanken.

Und dann klagte sie: Das sei nun unser ganzer Ertrag! Und alles sei hin und verloren! Kaum ein Korn sitze in den Ähren, kaum eine Frucht hänge am Gestrauch. Oh, unsere ganze Arbeit sei ohne Segen, und die Ernte bringe ein karges, bitteres Brot!

Sie sprach in ihrer Verzagttheit zu mir wie zu einem erwachsenen Menschen. Hilflos und kleinlaut sah ich zu ihr auf und entdeckte Tränen in ihren Augen.

Und da kam mir auf einmal eine große Erkenntnis. Da sah ich plötzlich die Erde Disteln und Dornen tragen. Da wußte ich plötzlich um den Schweiß der Arbeit, und nicht mehr waren mir Kornähren und Feldfrüchte nutzlose Gewächse, sondern ich erkannte in ihnen die Quelle unseres täglichen Brotes. Und es wurde mir gleich auch zur Gewißheit, daß nicht der Roggenmuhme wegen das Korn der Schonung wert sei, sondern eben weil es Frucht und Segen in sich birgt.

Wir gingen dann schweigend unseren Weg nach Hause. Wir waren ganz allein in der großen, riesenweiten Feldmark, und sie kam mir nun unendlich wüstenhaft und trostlos vor. Der Himmel hing wie ein graues, brütendes Gehänge über den verbrannten Ädern. Kein Lichtstrahl ließ sich sehen, aber auch kein Tröpflein Regen wollte fallen. Nur der Wind, der taube, ausgehöhlte Wind, fuhr staubend wie ein böser Unhold hin und her.